Herr Ubulubu wird sesshaft

Die Ureinwohner Zentralafrikas holen gerade im Zeitraffer nach, wofür der Rest der Menschheit Jahrtausende brauchte. Über den schweren Abschied vom Wald, den Sog der Zivilisation und die Frage: Ist es das wert?

Von Paul Munzinger, Süddeutsche Zeitung, 07.06.2025

Der größte Unterschied zwischen seinem alten und seinem neuen Leben, sagt Noe Ubulubu, ist das Essen. Früher, als er und seine Familie sich noch von dem ernährten, was die Natur für sie bereithielt, begann sein Tag mit Gemüse. Mit Yamswurzeln zum Beispiel, die sie im Wald gesammelt und gekocht hatten. Dann gingen die Männer auf die Jagd. Am Abend aßen alle das Fleisch, das sie mit nach Hause gebracht hatten. Einen Affen, eine Schlange, ein Stachelschwein, an guten Tagen eine Antilope. An schlechten Tagen gab es nichts. Wenn sie nichts mehr zum Jagen oder Sammeln fanden, ließen sie ihr Lager zurück und errichteten woanders ein neues.

Heute hat Noe Ubulubu ein eigenes Feld und einen festen Wohnsitz in der Nähe der Stadt Mambasa, im Nordosten der Demokratischen Republik Kongo. Er baut sein Essen selbst an und kann Dinge kaufen, die aufregender schmecken als alles, was er aus dem Wald kennt. Sardinen. Krapfen. Salz.

Das Problem ist nur: Geld, um etwas zu kaufen, hat Noe Ubulubu meistens nicht. Viele Tage beginnen für ihn deshalb ohne Frühstück. Und sie enden mit dem immer gleichen Abendessen: mit gekochten Maniokwurzeln und gekochten Maniokblättern.

Echter Hunger, sagt Noe Ubulubu, ist ein Gefühl, dem er im Wald nie begegnet war. Er lernte es erst in seinem neuen Leben kennen. Und fürchten.

Vier Jahre ist es jetzt her, dass Noe Ubulubu und die anderen Männer aus seiner Gruppe eines Abends ums Lagerfeuer saßen und beschlossen, ein Dorf zu gründen und Felder zu bestellen, statt wie bisher den Tieren und Pflanzen zu folgen, von denen sie

leben. Ihm war bewusst, sagt er, dass das eine wichtige Entscheidung war. Eine große Entscheidung. Seine Eltern, seine Großeltern, seine Vorfahren hatten im, mit und vom Wald gelebt, zu allen Zeiten. Jetzt war er es, der damit Schluss machte. Der die Familie aus dem Wald führte, in ein neues Leben.

Noe Ubulubu hofft: in eine bessere Zukunft. Das war damals seine Hoffnung, das ist sie noch heute. Trotz allem, was passiert ist.

Noe Ubulubu gehört den Bambuti an. Einem der indigenen Völker Zentralafrikas, die in den grünen Weiten des Kongo-Beckens leben, dem zweitgrößten Regenwald der Erde nach dem Amazonas. Die Völker haben unterschiedliche Namen und sprechen unterschiedliche Sprachen, doch sie haben eine Gemeinsamkeit: ihre geringe Körpergröße, für die Forscher bis heute keine abschließende Erklärung haben. Manche halten sie für eine Folge ihrer Ernährung, eine Anpassung an ihre Umwelt oder eine Möglichkeit, früher Kinder zu bekommen. Andere sehen darin schlicht einen genetischen Zufall.

Früher nannte man diese Menschen „Pygmäen“, nach einem Zwergenvolk aus der antiken griechischen Sagenwelt. Das Wort gilt inzwischen als abwertend, als Beleidigung, so empfindet es auch Noe Ubulubu. In Kongo sagt man heute einfach P. A., „Peuples autochtones“, indigene Völker. Knapp eine Million gehören ihnen Schätzungen zufolge in Afrika an, verstreut über ein Dutzend Länder und ein Areal, das so groß ist wie alle EU-Staaten zusammen. Doch nur wenige leben noch wie ihre Vorfahren. Die große Mehrheit hat den Wald in den vergangenen Jahrzehnten verlassen oder befindet sich gerade in einem langsamen Übergang vom alten ins neue Leben. So wie Noe Ubulubu.

Es ist ein historischer Umbruch, den die Ureinwohner Zentralafrikas wie im Zeitraffer durchlaufen: Sie werden sesshaft. Der Großteil der Menschheit hat diesen Schritt längst hinter sich, ließ sich dafür aber auch viel mehr Zeit. Die Neolithische Revolution, die Verwandlung des Homo sapiens vom Jäger und Sammler zum Viehzüchter und Ackerbauern, begann vor etwa 10000 Jahren und erstreckte sich über Jahrtausende. Sie ebnete den Weg für die moderne Zivilisation – mit Staaten und Städten, mit Schrift und Kalender, mit Impfungen und Privatbesitz – und ist das wohl wichtigste Ereignis der Menschheitsgeschichte.

Doch der Blick auf die Neolithische Revolution hat sich in den vergangenen Jahren gewandelt, das Urteil ist ambivalent geworden. Forscher bejubeln die Anfänge unserer Zivilisation heute nicht mehr uneingeschränkt, sie weisen auch auf ihre negativen Folgen hin: auf Krieg und Ungleichheit, auf Überbevölkerung und Umweltzerstörung, auf Ausbeutung und Tierleid.

Der israelische Historiker Yuval Noah Harari bezeichnet die Erfindung der Landwirtschaft gar als „größten Betrug der Geschichte“. Sie habe die Menschheit als Gattung vorangebracht, dem einzelnen Menschen aber Seuchen, Leid, Gewalt und einen krummen Rücken beschert. Und einen Speiseplan, auf dem statt Fleisch und Gemüse fast nur noch schwer verdauliches Getreide stand. Nicht der Mensch habe Weizen, Reis und Kartoffeln domestiziert, schreibt Harari, sondern umgekehrt.

Schon die Autoren des Alten Testaments sahen das vermutlich ähnlich. In der Bibelstelle, in der Gott Adam und Eva aus dem Paradies vertreibt, sehen viele eine Beschreibung der Transformation des jagenden und sammelnden Menschen hin zum schuftenden Ackerbauern: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“

Fragt man heute Noe Ubulubu, ob es die richtige Entscheidung war, den Wald zu verlassen, denkt er lange nach. Er legt seine Stirn in Falten, mustert die Erde unter seinen nackten und mit dicker Hornhaut besohlten Füßen und blinzelt in die Wipfel der Bäume, die sein Dorf umstehen wie eine grüne Wand. Dann sagt er: Wenn es nur um ihn ginge, würde er zurück in den Wald gehen. Ohne zu zögern, würde er das neue Leben gegen das alte tauschen. Doch es gehe ja nicht nur um ihn. Es gehe um ihre Kinder. Wegen der Kinder, sagt er, bleiben sie, wo sie sind.

Um Noe Ubulubu zu besuchen, startet man in der Stadt Mambasa in der kongolesischen Provinz Ituri und fährt mit dem Auto nach Norden. Die Straße ist schnurgerade und durchschneidet den Regenwald wie ein erdfarbener Haarriss. Sie ist ungeteert, aber gut befahrbar, weil sie erst vor Kurzem neu planiert wurde, unter anderem finanziert von der deutschen Förderbank KfW und der Welthungerhilfe.

Auf dem schmalen Streifen zwischen Straße und Wald tauchen immer wieder winzige Dörfer auf, die nur aus einer Handvoll Häusern bestehen. Die Wände sind aus

Lehm und Ziegeln gebaut, die Dächer aus Palmwedeln. Auf manchen sind kleine Solarpaneele montiert, von denen Kabel ins Hausinnere führen.

Am Straßenrand steht vor einigen dieser Dörfer eine Art Stehpult, auf dem scheinbar herrenlose Handys liegen. Doch sie wurden mit Absicht genau dort abgelegt: Das Stehpult steht am jeweils einzigen Ort im Dorf, wo zumindest ab und zu Hoffnung auf ein Signal besteht.

Nach etwa fünfzig Kilometern und einer guten Stunde Fahrtzeit erreicht man eine Siedlung mit einem Fußballplatz, hinter dem ein Trampelpfad in den Wald abzweigt. Von hier aus geht es zu Fuß weiter. Der Weg schlängelt sich zwischen Bäumen und Sträuchern, Bambussen und Palmen hindurch, die ihn immer wieder überwuchern und in einen grünen Tunnel verwandeln. Zweimal passiert er eine breite Straße gewaltiger Waldameisen. Die Luft ist auch am Morgen schon warm und schwer und riecht nach feuchtem Holz. Bis sich nach fünfzehn Minuten Fußmarsch ein erst feiner, dann immer stärkerer Rauchgeruch dazumischt. Ein Lagerfeuer. Eine Lichtung. Das Dorf von Noe Ubulubu.

Es besteht aus einer Ansammlung runder Hütten, die lose um eine Feuerstelle gruppiert sind. Hühner flitzen über den roten Sandboden, ein Hund hat es sich in der noch warmen Asche am Rand der Feuerstelle gemütlich gemacht, orangefarbene Schmetterlinge schweben in kleinen Schwärmen durch die Luft. Ein Stehpult für Handys gibt es hier nicht, weil niemand ein Handy hat.

Noe Ubulubu sitzt im Eingang seiner Hütte auf einem Holzhocker. Hinter ihm, im Inneren, sieht man Matten, Taschen und Kleider, die über einer Schnur hängen. Noe Ubulubu hat einen geschorenen Schädel und einen Schnurrbart, in den sich die ersten grauen Haare mischen. Er trägt eine kurze Jeans und ein fleckiges T-Shirt, über das er später, fürs Foto, ein bunt gemustertes Hemd ziehen wird. Im Stehen ist er etwa 1,50 Meter groß. Wie alt er ist, weiß er nicht, er schätzt um die 50. Im Dorf ist er damit der Älteste.

Noe Ubulubu bietet seinem Besucher einen Hocker an, streicht ihm fürsorglich eine Waldameise von der Schulter und beginnt, seine Geschichte zu erzählen. Er spricht Suaheli, die Verkehrssprache in Ostkongo und in vielen Staaten Ostafrikas. Französisch,

die Amtssprache des Landes, die die belgischen Kolonialherren einst mitbrachten, beherrscht er nicht. Untereinander sprechen sie im Dorf ihre eigene Sprache, Kilese. Es ist eine der mehr als 200 Sprachen, die in Kongo gesprochen werden.

Das Dorf hat keinen Namen und um die dreißig Einwohner, die Hälfte von ihnen sind Kinder. Noe Ubulubu ist ihr Anführer, so wie sein Vater vor ihm der Anführer war. Er hat eine Frau und fünf lebende Kinder, eine Tochter ist vor zwei Jahren gestorben. Über sie wird noch zu sprechen sein. Die Familie bewohnt zwei Hütten. Eine teilen sich Noe Ubulubu und seine Frau mit der jüngsten Tochter, in einer zweiten schlafen die drei mittleren Kinder. Der älteste Sohn ist ausgezogen und lebt am anderen Ende des Dorfs, einen Steinwurf entfernt.

Die Hütten bieten im Inneren so viel Platz wie ein Zwei-Mann-Zelt und sind nach der Technik errichtet, die sie aus dem Wald mitgebracht haben. Sie sind schnell gebaut, und man kann sich schnell wieder von ihnen trennen. Für alle weiteren Fragen zu dem Thema verweist Noe Ubulubu auf seine Frau, Charlotte Zaituna, die ihm gegenübersitzt. Hausbau ist – so wie das Kochen – Frauensache bei den Bambuti.

Charlotte Zaituna trägt ein helles Tuch um den Kopf und Ketten mit bunten Plastikkugeln um den Hals und die Handgelenke. Ein Haus bauen ist nicht schwer, sagt sie mit leiser Stimme: Man rammt die Äste kreisförmig in den Boden, biegt ihre Spitzen aufeinander zu, verflicht sie zu einem Dach und verkleidet die Hütte mit den großen runden Blättern eines Baumes, den sie Mangungu nennen. Die halten auch dann noch den Regen ab, wenn sie längst getrocknet sind. Fängt man morgens an, hat man abends einen trockenen Platz zum Schlafen.

Als Noe Ubulubu ein Kind war, zog er mit seinen Eltern alle paar Wochen weiter. Sie gaben ihre Hütten auf, wanderten durch den Wald und bauten ein neues Lager, manchmal ein paar Kilometer entfernt, manchmal nur ein paar Hundert Meter. Noe Ubulubu verbrachte seine Tage damit, auf Bäume zu klettern, um ganz oben in den dünnen Zweigen Nüsse und Früchte zu ernten, an die nur die Kinder herankamen. Er kaute bittere Wurzeln, die sie aus dem Waldboden ausgruben. Er lernte, wie man Bienen ihren Honig abluchst.

Und er lernte jagen. Sein erstes Tier, eine Antilope, erlegte er, als er so alt war wie seine jüngste Tochter heute, sechs oder sieben. Er weinte vor Angst, als sein Großvater ihm morgens mitteilte, dass dies sein großer Tag sein würde. Stundenlang kauerte er allein auf einem Ast, mit Pfeil und Bogen in der Hand, bis unter ihm endlich eine Antilope auftauchte. Als er abends mit dem Tier auf dem Rücken ins Dorf zurückkam und seine Eltern sich bei ihm für das Mahl bedankten, war er glücklich, sagt er.

Seine Eltern weihten ihn auch in die Heilkraft der Pflanzen ein. Sie lehrten ihn, welche Blätter Kopfweh lindern, wenn man sie fein hackt und in einen kleinen Schnitt am Handgelenk reibt. Welcher Baum gegen Bauchschmerzen hilft, wenn man seine Rinde abschabt und mit kaltem Wasser mischt. Welches Harz man auf Schlangenbisse schmiert.

Von dem Ort, an dem sich heute ihr Dorf befindet, waren sie meistens weit weg. Doch sie lebten nicht wie ein unberührtes Volk, abgeschottet von der Außenwelt. Immer wieder suchten sie für eine Weile die Nähe der Stadt, der Straße, der Sesshaften. Der Bantus, so sagt es Noe Ubulubu. Sie verkauften ihnen Fleisch und Honig, Dinge, die sie aus dem Wald mitgebracht hatten. Mit dem Geld, das sie dabei verdienten, ließ sich dort zwar nichts anfangen, aber in der Stadt konnten sie dafür Sachen kaufen, die sie gut brauchen konnten. Zum Beispiel Hosen und Hemden, die sie auch im Wald längst ebenso selbstverständlich trugen wie die traditionelle Kleidung aus Tierfellen und Rinden.

Einmal, als Noe Ubulubu ungefähr 14 Jahre alt war, trafen seine Eltern bei den Bantus auf weiße Missionare aus Amerika. Die erzählten ihnen von Jesus Christus. Und sie predigten, wie wichtig Bildung sei und dass Kinder lesen und schreiben können müssen, damit etwas aus ihnen wird. Seine Eltern beschlossen zu bleiben. Und Noe Ubulubu kam als Teenager in die erste Klasse.

Er freute sich, sagt er. Es wirkte wie eine große Chance. Doch es wurde eine große Enttäuschung. Wenn die Schüler eine Frage nicht beantworten konnten oder zu spät kamen, schlugen die Lehrer zu. Mit der Peitsche auf den Rücken oder auf die Hände. Eine schlimme Zeit, sagt Noe Ubulubu. Nach zwei Jahren verließ er die Schule wieder, so wie viele andere Indigene in seiner Klasse auch. Seine Familie brach ihr

Lager ab und ging zurück in den Wald. Von dem, was er in den zwei Jahren gelernt hat, ist nichts übrig geblieben, sagt Noe Ubulubu. Lesen und Schreiben kann er nicht.

Er war froh, wieder im Wald zu sein. Doch die Worte der Missionare hatten sich in seinem Kopf festgesetzt. Die über Jesus ebenso wie die über Bildung. Bei ihrem nächsten Besuch im Dorf ließ er sich taufen, als Erster in seiner Familie. Und nachdem sein Vater gestorben und er selbst zum Oberhaupt der Familie aufgerückt war, begann er, die Wanderrouten seiner Gruppe näher an die Dörfer der Bantus zu verlegen. Immer wieder blieben sie auch für längere Zeit. Damit er in die Kirche gehen konnte, und damit die Kinder zumindest ein oder zwei Jahre in die Schule gehen konnten. So wie sein ältester Sohn, der die erste und zweite Klasse besuchte. Danach gingen sie zurück in den Wald. Doch bald waren sie wieder da.

Je öfter sie kamen und je länger sie blieben, desto mehr verstrickte die Welt der Sesshaften sie in ihre Logik. Solange die Kinder in die Schule gingen, mussten sie das Umherziehen aufgeben und in der Nähe der Siedlungen leben. Sie konnten nicht mehr jagen und sammeln und sich nicht mehr in Tierhäute kleiden. Sie mussten Essen und Kleidung kaufen. Sie brauchten Geld. Sie mussten arbeiten. Also halfen sie den Bauern auf ihren Feldern und den Dorfbewohnern, wenn es Bäume zu fällen oder Ziegel zu schleppen gab.

Stück für Stück rückten sie so näher an ihr neues Leben heran. Zwei Schritte vor, einen zurück. Als sie vor vier Jahren beschlossen, sich auf Dauer niederzulassen, damit die Kinder nicht nur ein oder zwei Jahre, sondern bis zum Abschluss in der Schule bleiben können, da war es einerseits eine große Entscheidung. Andererseits war es die letzte Etappe einer langen Reise, die Jahre zuvor begonnen hatte.

Wie viele Ureinwohner sich in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten auf diese Reise begeben haben, ist schwer zu sagen. Es dürften Hunderttausende sein. Genaue Zahlen gibt es nicht. Das liegt erstens daran, dass die indigenen Völker Zentralafrikas aufgrund ihrer Lebensweise von Volkszählungen nur unzureichend erfasst werden. Und es liegt zweitens daran, dass der Übergang zur Sesshaftigkeit sich nicht über Nacht vollzieht, sondern ein Prozess ist. Ein langsames Hinübergleiten.

Die Zahl der Menschen, die in Kongo tatsächlich noch vollständig als umherziehende Jäger und Sammler leben – die den Übergang also noch nicht begonnen haben –, schätzte eine Studie der Weltbank im Jahr 2009 auf 30000 bis 40000. Bei mehr als 600000 Indigenen im Land wären das weniger als zehn Prozent. Seitdem dürfte die Zahl noch weiter gesunken sein. Allein links und rechts der Straße nach Mambasa leben mehrere Bambuti-Gruppen, die sich hier in den letzten fünfzehn Jahren zwischen den Bantu-Dörfern niedergelassen haben.

Meistens geht es dabei weitaus weniger freiwillig zu als im Fall von Noe Ubulubu und seiner Familie. Viele indigene Familien, in Kongo ebenso wie in den Nachbarländern, haben keine andere Wahl, als ihr altes Leben aufzugeben. Sie müssen neu anfangen, weil ihr Wald abgeholzt oder brandgerodet wurde, um der Landwirtschaft oder dem Bergbau zu weichen. Sie müssen neu anfangen, weil die Tiere, die sie jagen, vertrieben oder nahezu ausgerottet wurden.

Und nicht nur die Umweltzerstörung bedroht die Ureinwohner, sondern auch der Umweltschutz. Als 1970 etwa der Kahuzi-Biega-Nationalpark gegründet wurde, rund 400 Kilometer südlich von Mambasa gelegen, da wurden die menschlichen Bewohner des Gebiets vom Volk der Twa kurzerhand vertrieben. 2018 kehrten sie zurück, nur um erneut und noch brutaler von Wildhütern und Soldaten aus ihrem angestammten Land gejagt zu werden. Die Menschenrechtsorganisation Minority Rights Group schrieb in einem Bericht von einer „Kampagne organisierter Gewalt“ gegen die indigene Bevölkerung, einschließlich Morden und Vergewaltigungen, die indirekt auch Deutschland mitfinanziert habe: Die Bundesregierung war lange Zeit der wichtigste Geldgeber des Nationalparks.

Auf Noe Ubulubu und seine Familie trifft all das nicht zu. Ihr Wald steht noch, ihre Beutetiere sind auch noch nicht verschwunden, die Antilopen, die Affen, die Stachelschweine. Und obwohl auch sie in einem Schutzgebiet leben, dem Okapi-Wildtierreservat, dürfen sie dort nicht nur bleiben, sie dürfen in einem Teil des Reservats auch jagen. Vorausgesetzt, sie lassen das Okapi in Ruhe, die vom Aussterben bedrohte Waldgiraffe, nach der das Reservat benannt ist.

Umso mehr stellt sich die Frage: Warum sind sie nicht geblieben? Was ist so wichtig an der Schule, an den Zahlen und den Buchstaben, die im Wald sowieso keine

Bedeutung haben? Noe Ubulubu sagt: Die Welt hat sich verändert. Wir müssen uns anpassen. Bildung ist für ihn der Schlüssel dazu. Eines Tages, hofft er, werden seine Kinder, seine Enkel, seine Urenkel in der Stadt leben und studieren. Sie werden als Krankenschwestern arbeiten und andere Jobs haben, von denen er gar nicht ahnt, dass es sie gibt. Für Noe Ubulubu ist der Abschied vom Wald eine Investition in die Zukunft seiner Familie.

Und er sagt noch etwas anderes: Er will, dass niemand seine Familie mehr bestehlen kann. Vor ein paar Jahren, erzählt er, habe eine internationale Organisation – welche, weiß er nicht mehr – ein Projekt in der Gegend aufgesetzt. Sie stellten Geld zur Verfügung, damit die lokale Bevölkerung sich Maschinen anschaffen kann, um Bäume zu fällen, statt alles mit der Hand machen zu müssen. Doch ihre Gruppe habe von dem Geld fast nichts erhalten. Die Bewohner der Dörfer hätten sie übervorteilt, als es um die Verteilung ging. Und er habe es nicht einmal gemerkt, weil er die Verträge nicht lesen konnte.

So etwas soll ihnen nicht mehr passieren, sagt Noe Ubulubu. Seine Kinder sollen auch deshalb Lesen und Schreiben und Französisch lernen, damit sie durchschauen, wenn jemand sie betrügen will.

Vor vier Jahren also gründeten sie ihr Dorf, in Laufweite zur nächsten Schule. Und Noe Ubulubu, der Jäger und Sammler, begann mit Mitte vierzig ein neues Leben: als Bauer.

Der Weg zu seinem Arbeitsplatz ist kurz. Noe Ubulubu setzt sich eine Kappe auf, schnappt sich seine Machete und geht voran in den Wald, bis er nach ein paar Schritten auf einem Feld steht. Seinem Feld. Ein Rechteck von etwa dreißig auf dreißig Metern, wie herausgestanzt aus dem Regenwald. Monate hat er gebraucht, sagt er, um die Bäume zu fällen, was auch daran lag, dass er während der Arbeit auf eine giftige Raupe trat und wochenlang seinen Fuß nicht mehr spürte. Das Abholzen des Regenwalds für die Landwirtschaft ist hier, in einem kleinen Teil des Naturreservats, erlaubt. Solange man es nicht übertreibt, sagt Noe Ubulubu.

Die Stümpfe hat er stehen, einige Stämme liegen lassen, wodurch sein Feld einen irgendwie unfertigen Eindruck macht. Dazwischen wachsen in unregelmäßigen

Abständen hüfthoher Mais und ein paar zarte Bananen, die erst in ein paar Jahren Früchte tragen werden. Und, immerhin, einige niedrige Maniokpflanzen. Es ist bislang eher ein Versprechen als eine Lebensgrundlage, das weiß auch Noe Ubulubu. Die Erträge reichen gerade so für ihn und die Familie. Doch nach vier harten Jahren, sagt er, hat er zumindest das Gefühl, dass er langsam weiß, worauf es ankommt.

Als er anfing, wusste er das nicht. Als Starthilfe für sein neues Leben hatte ihm eine Organisation mehrere Kilo Saatgut zur Verfügung gestellt, für grüne Bohnen. Eine sichere Sache eigentlich, sagt Noe Ubulubu. Zwei Regenzeiten gibt es in Ostkongo pro Jahr, der Boden ist fruchtbar, die Bedingungen gut. Als Bauer bestehe seine Hauptaufgabe darin, zur rechten Zeit zu pflanzen und den Trieben das Unkraut vom Leib zu halten. Doch wann die richtige Zeit ist, das hatte ihm die Organisation nicht gesagt. Die Bohnen pflanzte er zur falschen Zeit. Es gab viel zu viel Regen. Seine Saat ertrank.

Für Noe Ubulubu war das nicht einfach ein Fehlstart. Es war eine Katastrophe. Er hatte die Ernte verloren, die seine Familie hätte ernähren sollen. Und er hatte keine Rücklagen, keine Reserven, kein Geld, um den Verlust auszugleichen. Er hatte nichts. Die Nachbarn gaben ihm dann und wann ein wenig Maniok ab. Doch es war nicht genug. Seine Familie hungerte.

Jeden Tag ging er in den Wald, um sich auf die Suche nach Nahrung zu machen. Manchmal fand er Wurzeln und Knollen, wie früher. Doch meistens kam er mit leeren Händen zurück. Die essbaren Pflanzen im Umkreis waren irgendwann alle eingesammelt. Die Tiere mieden die Siedlungen der Menschen. Noe Ubulubu musste lernen, dass es nicht möglich war, aus dem neuen Leben über Nacht wieder ins alte zurückzuwechseln.

Seine Tochter Marie, damals sieben Jahre alt, überlebte das Hungerjahr nicht. Noe Ubulubu begrub sie mitten im Dorf, zwischen den beiden Hütten der Familie. Ans Kopfende stellte er ein Holzkreuz, das er bis zum Querbalken in den Boden eingrub. Dass ein Kind an Hunger stirbt, sei im Wald nie passiert, sagt er. Doch seinen Glauben an eine bessere Zukunft aufgeben, das wollte er nicht. Das konnte er nicht, sagt er, selbst jetzt nicht. Sechs Kinder aus der Gruppe gingen da schon in die Schule. Dort sollten sie bleiben.

Im Wald begraben die Bambuti ihre Toten. Aber nur die Körper. Marie wurde in einem Sarg begraben, so wie es die Bantus machen. Als erstes Mitglied von Noe Ubulubus Familie. Ihr neues Leben, es verändert auch den Umgang mit dem Tod.

In der Landwirtschaft liegt die Zukunft für ihn und seine Familie, davon ist Noe Ubulubu überzeugt. Auch wenn sie leiden müssen. Auch wenn sie kämpfen müssen. Auch wenn das Leben härter ist als früher im Wald. Auch wenn er gern einmal wieder Fleisch zum Abendessen hätte, eine Antilope oder zumindest eine Schlange. Doch Gott, sagt er, wird dafür sorgen, dass es bergauf geht. Dass sich die Mühen und die Opfer irgendwann gelohnt haben werden.

Zu seinem Bedauern ziehen die meisten Dorfbewohner bislang nicht mit. Außer ihm selbst hat nur ein anderer Mann sein eigenes Feld angelegt und bepflanzt. Die anderen schlagen sich lieber als Gelegenheitsarbeiter durch. So wie früher, als sie noch nicht dauerhaft in der Nähe des Dorfs wohnten, sondern nur ab und zu vorbeischauten und Aushilfsjobs übernahmen. Diesen Männern, sagt Noe Ubulubu, fehle es an Weitblick. An Intelligenz. Am Durchhaltevermögen, auch einmal harte Zeiten durchzustehen. Doch sie hören einfach nicht auf ihn.

Einer dieser Männer ist zu Noe Ubulubus besonderem Bedauern sein ältester Sohn. Er heißt Zaili und steht vor seiner Hütte, die er etwas abseits vom Rest der Familie gebaut hat. Und zwar als erste und bislang einzige im Dorf nicht mehr nach der traditionellen Technik. Die Hütte hat vier gerade Wände, ein Giebeldach und einen eingezäunten Vorgarten – fast so, wie es die Bantus machen. Der einzige Unterschied: Die Wände sind nicht gemauert, sie bestehen wie das Dach aus getrockneten Palmwedeln.

Zaili Ubulubu ist 24, vielleicht 25 Jahre alt. Er trägt rosa Plastiksandalen, ein zerschlissenes Adidas-Shirt und ein Stirnband. Auf die Frage, wieso er seine Hütte so und nicht auf die herkömmliche Art gebaut hat, antwortet er: Es fehle ihm zwar an Weitblick, an Intelligenz und Durchhaltevermögen. Doch er sei zumindest stark genug, um im Wald Palmwedel zu sammeln und ein Haus zu bauen, das länger als eine Saison hält. Seinen Vater sieht er dabei kein einziges Mal an.

Wer ein Feld bestellt, sagt Zaili Ubulubu, braucht Geduld. Bevor er die Ernte einfahren kann, muss er Bäume fällen, säen, Unkraut jäten. Und warten. Das dauert ihm zu lange. Wenn er für die Bantus arbeitet, hat er am Abend sein Geld in der Tasche. Am Vortag hat er für einen Bauern im Wald nach wilden Ölpalmen gesucht und ist in die Kronen geklettert, um die schweren Fruchtstände abzuschneiden. Fünf von ihnen hat er abgeliefert, dafür bekam er 5000 kongolesische Francs auf die Hand, etwa 1,50 Euro. Heute hat er noch keinen Job gefunden, deshalb verbringt er den Tag zu Hause.

Eines Tages aber, sagt Zaili Ubulubu, will er auch selbst etwas anbauen, wie sein Vater. Aus zwei Gründen. Erstens: Er wird selbst Vater. Seine Frau, die aus dem Nachbardorf stammt und im Vorgarten gerade eine ziemlich große Schnecke in einem Topf kocht, ist schwanger. In etwa zwei Monaten soll das Kind kommen. Und seiner Familie will er mehr bieten können als ein Leben von der Hand in den Mund.

Über den zweiten Grund redet Zaili Ubulubu nur ungern. Aber verschweigen will er ihn auch nicht. Also: Er will nicht sein Leben lang für die Bantus arbeiten. Sie zahlen schlecht, sagt er. Sie behandeln uns schlecht. Sie sehen auf uns herab. Sie nennen uns „Pygmées“, Pygmäen, obwohl sie wissen, dass wir das als Beleidigung empfinden. Sie kneifen uns in die Wange, als wären wir Kinder. Sie verachten uns.

Die Diskriminierung der Indigenen in Kongo hat eine lange Geschichte. Als die Belgier das Land beherrschten, verschleppten sie die „Pygmäen“ nicht nur nach Europa, um sie auf Kolonialschauen und im Zirkus wie Tiere auszustellen. Sie druckten auch Schulbücher, denen zufolge die Menschen aus dem Wald stinken, stehlen und zu dumm seien, um wie zivilisierte Menschen in Dörfern zusammenzuleben.

Der Diktator Mobutu Sese Seko, der Kongo nach der Unabhängigkeit von 1965 bis 1997 beherrschte (und vorübergehend in Zaire umbenannte), wollte das Stammesdenken im Land zugunsten eines Nationalbewusstseins überwinden. Im Zuge dessen versuchte er auch das Ansehen der indigenen Völker zu heben, indem er sie als „premiers citoyens“ bezeichnete. Doch die Realität der vermeintlichen ersten Bürger sah und sieht in der Regel anders aus.

Sie führen ein Leben am Rand der Gesellschaft, das geprägt ist von Ausgrenzung, Ausbeutung, Armut. Oder Schlimmerem: Im zweiten Kongokrieg, der

auf die Herrschaft Mobutus folgte, wurden schreckliche Massaker an den Indigenen verübt. Bis heute werden sie im Zuge der bewaffneten Konflikte in Ostkongo immer wieder beraubt, vertrieben, ermordet.

Der kongolesische Staat sah lange tatenlos zu oder machte sogar mit. Erst Ende 2022 unterzeichnete Präsident Félix Tshisekedi ein Gesetz zum Schutz der indigenen Völker, das ihnen erstmals auch ausdrücklich Rechte an dem Land einräumt, auf dem sie leben. Die Frage ist nur, wie viel das Gesetz am Ende wert sein wird.

Zaili Ubulubu sehnt sich, anders als sein Vater, nicht nach dem Wald zurück. Er lebe lieber im Dorf, sagt er. Seine Kinder sollen hier aufwachsen und in die Schule gehen, mehr als die zwei Jahre, die er selbst in der Schule war. Sie sollen es einmal besser haben als er, sagt Zaili Ubulubu. Und er glaubt, dass das möglich ist.

Zumindest in diesem Punkt ist er sich mit seinem Vater einig.

Noe Ubulubu sagt, er sei sich des Risikos bewusst. Des Risikos, dass seine Träume nicht wahr werden, dass seine Familie ihr Leben im Wald vielleicht gegen einen Platz ganz unten in der kongolesischen Gesellschaft eingetauscht hat. Er hat im Dorf auch schon Entwicklungen registriert, die ihm nicht gefallen. Das Trinken vor allem. Alkohol gibt es im Wald nicht. Er selbst trinkt auch jetzt keinen Schluck, sagt er. Doch einige im Dorf, Männer wie Frauen, trinken eindeutig zu viel Schnaps und Bier, findet er.

Er hat vor ein paar Monaten sogar ein Krisentreffen einberufen deswegen. Trinkt ruhig mal ein Glas oder zwei, hat er seinen Leuten am Lagerfeuer gesagt. Aber übertreibt es nicht. Doch es ist wie mit den Feldern, sagt Noe Ubulubu. Die Leute hören einfach nicht mehr auf ihn, seit sie den Wald verlassen haben.

Alkoholismus ist weit verbreitet unter den indigenen Völkern in Zentralafrika. Verbreiteter als im Rest der Bevölkerung. Genauso wie das Rauchen von Cannabiszigaretten, womit häufig schon kleine Kinder anfangen. Den Hanf müssen sie nicht mal anpflanzen, er wächst wild im Wald. Noe Ubulubu hat eine Erklärung dafür: Zerstreuung. Die Menschen im Dorf, die anders als er kein Feld bestellen müssen, haben häufig nichts zu tun, weil es keine Arbeit für sie gibt. Sie besitzen kein Handy,

sie können nicht lesen und schreiben, um sich die Zeit zu vertreiben. Also trinken sie, also rauchen sie.

Neben dem Hunger, sagt er, ist auch die Langeweile ein Gefühl, das sie erst in ihrem neuen Leben kennengelernt haben.

Man kann sich nun fragen, ob Noe Ubulubus Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht einem Zirkelschluss folgt. Wenn es gut läuft – was wenig wahrscheinlich ist –, dann werden sie die schweren Anfangsjahre der Sesshaftigkeit irgendwann hinter sich lassen. Dann werden sie der Armut, dem Hunger und dem Alkohol entkommen, werden gute Ernten einfahren, nicht mehr auf schlecht bezahlte Tagelöhner-Jobs angewiesen sein und eines Tages auch wieder Fleisch auf dem Tisch haben. Anders gesagt: Sie wären wieder da angekommen, wo sie schon einmal waren, als sie noch im Wald lebten.

Oder?

Es ist nicht Noe Ubulubu, der auf diese Frage antwortet. Sondern seine Frau. Und Charlotte Zaituna sagt, für ihre Verhältnisse überraschend laut: Nein, ihr Leben sei nicht einfach, das stimmt. Der Tod ihrer Tochter sei ein trauriges, ein schreckliches Ereignis gewesen. Doch ihr Leben habe sich an einer entscheidenden Stelle verbessert. Im Wald, sagt sie, gibt es kein Krankenhaus. In der Stadt gibt es eines.

Im Wald ist nie ein Kind aus der Familie an Hunger gestorben. Doch immer wieder starben Frauen bei der Geburt eines Kindes. Eine von ihnen war Charlotte Zaitunas kleine Schwester, viele Jahre ist das her. Wenn heute eine Frau aus dem Dorf das Ende ihrer Schwangerschaft erreicht, geht sie ins Krankenhaus, um das Kind auf die Welt zu bringen. Und kommt mit dem Kind zurück. Auch Charlotte Zaituna geht immer mal wieder zum Arzt, wenn sie krank ist oder Beschwerden hat. Die traditionellen Heilmethoden ihres Volkes seien wichtig und hilfreich, sagt sie. Doch sie hätten eben ihre Grenzen.

Charlotte Zaituna sagt, sie lebe lieber im Dorf, mit dem Krankenhaus in der Nähe. Noe Ubulubu sagt, er würde lieber im Wald leben. Doch die Entscheidung, ins Dorf zu ziehen, sei trotzdem richtig gewesen: Er habe sie für die Kinder getroffen.

Ganz auf den Wald verzichten muss er aber auch im neuen Leben nicht. Einmal im Jahr kehren sie zurück, für drei Monate. Um Geld zu verdienen, aber auch aus

Nostalgie. Anfang Juli, wenn die zweite Regenzeit beginnt, verlassen sie ihr Dorf und ihre Hütten und wandern in den Wald, so wie früher. Die Männer voran, um das unbekannte Terrain zu erkunden, die Frauen dahinter. Bis sie einen Fluss erreichen, wo sie ihr Lager aufschlagen.

Die Frauen bauen neue Hütten und verbringen ihre Tage damit, Fische zu fangen, Essen zu kochen und die Kinder zu beaufsichtigen. Die Männer ziehen jeden Morgen los, legen die Köpfe in den Nacken und halten in den Bäumen Ausschau nach Bienennestern. Haben sie eines entdeckt, machen sie am Boden ein Feuer. Dann beginnt der schmerzhafte Teil. Einer aus der Gruppe nimmt einen Mund voll Rauch, lässt sich an einem Seil in die Höhe ziehen, und hält sich die Bienen so gut es geht mit dem Rauch vom Leib, den er ihnen durch ein gerolltes Blatt entgegenpustet. Dann schneidet er das Nest vom Ast und lässt es zum Rest der Gruppe auf den Boden fallen. Den Honig lagern sie zum Teil ein, um ihn später in der Stadt zu verkaufen. Zum Teil essen sie ihn selbst.

So leben sie für zwei Monate. Dann hängen sie noch einen Monat dran, den sie für die Jagd nutzen. Auch das Fleisch essen sie zum Teil selbst, zum Teil verkaufen sie es. Ende September machen sie sich dann auf den Rückweg. Sie marschieren in umgedrehter Reihenfolge, der Weg ist ja jetzt bekannt: die Frauen voran, die Männer dahinter. Und kehren ins Dorf zurück. Zurück in ihr neues Leben.

Die drei Monate im Wald sind für ihn die beste Zeit des Jahres, sagt Noe Ubulubu. Es fühle sich an wie früher. Die Kinder sind die ganze Zeit dabei. Im Juli und August ist das kein Problem, dann sind Schulferien in Kongo. Im September verpassen sie den Unterricht.

Noe Ubulubu findet das nicht gut. Aber er nimmt es in Kauf. Schule ist wichtig, doch die drei Monate im Wald will er den Kindern nicht wegnehmen. Auch für sie, sagt er, sei es die beste Zeit des Jahres.